

## Das vierzigste Jahrbuch

verweist mit seiner runden Jahreszahl auf eine inzwischen quantitativ wie qualitativ recht beeindruckende Präsenz von Forschungsergebnissen zu einem Autor, dessen Bestsellerruhm lange Zeit – wie Claus Roxin in seinem Vorwort zum ersten Jahrbuch darlegte – den Blick auf seine literarische Erscheinung und sein bedeutendes Spätwerk so sehr verstellte, dass »unsere Germanistik noch nicht einmal von dessen Existenz Kenntnis genommen hat«. Obwohl damals der Tod Karl Mays schon fast 60 Jahre zurücklag, befand sich eine ernsthafte Forschung zu Mays schriftstellerischem Werk wie auch seiner Biografie vielfach noch in bescheidenen Anfängen. Dies hat sich entschieden geändert, und gewichtigen Anteil daran hat sicherlich auch das regelmäßige Erscheinen des Jahrbuchs der Karl-May-Gesellschaft. Schon bei den allerersten Jahrbüchern wies die ›Zeit‹ auf den Umschwung in der May-Forschung hin: »Das Urteil über den meistgelesenen Autor deutscher Zunge wurde durch alles mögliche bestimmt, aber nur selten durch literarische oder ästhetische Kategorien. Dem wird nun abgeholfen, und zwar gründlich. (...) Das Jahrbuch trägt das Seinige dazu bei. Besonders hervorzuheben ist der wissenschaftliche Charakter der Publikation.«

Wissenschaft ist – schlicht ausgedrückt – die Erweiterung unseres Wissens durch methodische Forschung, und dieser Weg zur Erkenntnis muss transparent, überprüfbar und nachvollziehbar sein. Grundlage einer solchen Forschung ist eine hinreichende Freiheit von Vorurteilen – nichts, was zum Gegenstandsbereich der betroffenen Wissenschaft gehört, darf grundsätzlich ausgeschlossen werden. Ebenso unverzichtbar ist eine gute Kenntnis der zu erforschenden Materie, die wiederum Voraussetzung für eine Interpretation der Forschungsergebnisse ist. Diese müssen der Öffentlichkeit und damit der Kritik zugänglich sein und schließlich nie als endgültig betrachtet werden: Jede wissenschaftliche Aussage besitzt nur eine provisorische Gültigkeit. Schließlich, und dies ist vielleicht das schwierigste Postulat, müssen wissenschaftliche Ergebnisse verständlich sein, wollen sie unser aller Wissenshorizont erweitern und nicht im Elfenbeinturm verkümmern.

Alle diese Kriterien beschreiben in ihrer Kürze einen Idealzustand; realiter herrscht aber zwischen den einzelnen Wissenschaften viel

fach ein babylonisches Sprachgewirr und unter ihren Vertretern nicht selten ein verbissener Kampf um Deutungshoheit. Solche Kontroversen gibt es, seit sich Menschen um Erweiterung ihres Wissenshorizontes mühen; in ihnen aber schärfen sich oft Argumente, und dann unterstützen Auseinandersetzungen letztendlich die Suche nach tieferer Erkenntnis.

All dies spiegeln in ihrer Summe getreulich auch die vielen Aufsätze wider, die in den letzten vierzig Jahren an dieser Stelle veröffentlicht wurden. Manche dieser Arbeiten wurden zu unverzichtbaren Klassikern der May-Forschung, andere erwiesen sich als schnell vergängliche Leichtgewichte, und wieder andere versperrten durch eine schwer verständliche Sprache den Zugang zu ihrem Verständnis – immer aber trugen sie neue und selten langweilige Mosaiksteine zu einem Gesamtbild bei, das, wie es scheint, noch lange nicht vollendet ist.

Wie kaum bei einem anderen deutschen Schriftsteller bilden Karl Mays Persönlichkeit, sein Lebensweg und sein literarisches Werk eine vielfach verbundene Einheit, und so zielten in der Vergangenheit literarische Kritiken immer auch auf seine Person, während Verteidiger seines Werkes regelmäßig auch den Autor entschlossen in Schutz nahmen. Beides geschah selten vorurteilsfrei oder ohne apologetische Absichten, verstärkte aber häufig bei Lesern die emotionale Bindung an ihren Schriftsteller, der, wie kaum ein anderer seiner Epoche, Höhen und Tiefen menschlicher Existenz durchmessen hatte. So konnte es nicht ausbleiben, dass der Anspruch der Karl-May-Gesellschaft an die Wissenschaftlichkeit ihres Jahrbuchs immer wieder zu Irritationen unter Anhängern führen musste, denen die postulierte Vorurteilsfreiheit zu weit ging oder die den methodischen Wegen einzelner Interpreten nicht folgen mochten. Doch die Vergangenheit hat gezeigt, dass die Gesellschaft den schwierigen Spagat zwischen Wissenschaft und Liebhaberei meistert. Als sie 2002 den Hartmut-Vogel-Preis der Arbeitsgemeinschaft literarischer Gesellschaften und Gedenkstätten erhielt, betonte die Laudatio auch ihre ungewöhnliche Rolle: »Sie treibt die vorurteilsfreie wissenschaftliche Erforschung des Werkes von Karl May voran, ohne die Bewunderer und Verehrer des Autors zu vergessen.«

Dies unternimmt sie auch in Zeiten, da die Auflagenhöhen der gedruckten Bücher Mays ihre jahrzehntelang ungebrochen rasante Aufwärtsbewegung verloren haben. Parallel zu einem allmählichen Bedeutungsverlust der Karl-May-Lektüre als Leseinitiationserlebnis ist der Autor in den Medien wie in den Wissenschaften präsenter denn je – auch hier geben Literatur- wie Medienbericht dieser Publi

kation regelmäßig Auskunft. Karl May ist also mit seinem Werk und dessen vielfältiger Rezeption zu einem Teil der deutschen Kultur geworden und hat sogar mentalitätsgeschichtlich tiefe Spuren in unserer Nation hinterlassen. Als während der Fußballweltmeisterschaft 2006 unter dem Motto »Die Welt zu Gast bei Freunden« ein angenehmes, ein kultiviertes und freundliches Deutschland die Welt überraschte, überschrieb der »Spiegel« einen Artikel über den sympathischen Gastgeber: »Im Lande Winnetous«. Der Autor Dirk Kurbjuweit begründete seine Wahl mit folgenden Worten: »Winnetou ist der bundesdeutsche Held schlechthin, ein Tugendbold, ein Naturfreak, ein Romantiker, ein Pazifist im Herzen, aber in einer kriegerischen Welt der beste Krieger, flink, stark, treffsicher. (...) Winnetou ist ein Deutscher mit Migrationshintergrund.« Wir sind nicht nur Papst, nein, wir sind nun auch Winnetou, und nicht mehr drachentötender Siegfried oder grübelnder Faust ...

Vornehmstes Ziel der Karl-May-Gesellschaft war es einst, so Roxin, dem vielbödig-visionären Symbolismus des May'schen Alterswerkes einen Ehrenplatz in der deutschen Literatur zu verschaffen. Inzwischen gebührt dieser Rang nicht mehr nur dem Spätwerk, sondern dem Schriftsteller May, dem großen Mythologen, dessen Werk wir heute trotz aller Unterschiede in den Genres als Einheit wahrnehmen, sozusagen ganzheitlich betrachten und untersuchen. Damit hat die Karl-May-Gesellschaft ihre anfängliche Fokussierung auf Mays Spätwerk gelockert und sich mehr denn je ganz unterschiedlichen Forschungsansätzen geöffnet – auch das vorliegende Jahrbuch zeugt von diesem Wandel.

Gleichrangig neben der Arbeit am Werk stand einst die biografische Forschung. Inzwischen ist der Lebensweg Mays erschöpfend dokumentiert und nur noch Details gibt es zu entdecken. In seiner als Verteidigungsschrift konzipierten Autobiografie resümierte May sein Leben als endlose Abfolge von *Arbeit und Arbeit, Sorge und Sorge, Leid und Leid* ... Damit eliminierte er aus seiner Erinnerung auch so manche Glücksmomente, die gerade die letzte Dekade des neunzehnten Jahrhunderts charakterisierten. Eine kurze Momentaufnahme der fröhlichen Leichtigkeit seines Seins ist dem Jahrbuch vorangestellt, Fotos eines Gartenfestes, aufgenommen an einem Oktobertag des Jahres 1897, die Hans-Dieter Steinmetz detailliert und kenntnisreich kommentiert.

Mit rechtem Blick besehen, so einst Dieter Sudhoff, ist das dreiteilige »Buch der Liebe« das erste Buch des Schriftstellers Karl May

überhaupt. Klaus Eggers erforscht fast detektivisch das Schicksal dieses ›merkwürdigen Stückes Literatur‹, das schon zu Lebzeiten Mays vergessen, ja verloren war, aber, so der Autor, fast programmatisch Auskunft gibt über Mays Wertehierarchie, die sich später in den Reiseerzählungen, endgültig dann in dem Spätwerk offenbart. Manchmal aber bleibt sie nur blasse Folie, wie Willi Vocke in seinen Anmerkungen zur Romantrilogie ›Satan und Ischariot‹ aufdeckt. Die Erzählung gehört zu Mays großen Abenteuerromanen, enthält zahlreiche Elemente der Kolportage und steht in der Tradition des romantischen Romans – seine christlich-biblischen Zusammenhänge sind, so Vocke, nur aufgesetzt, wie auch der religiös gefärbte Titel des Romans erst nachträglich für die Buchveröffentlichung konstruiert wurde.

Die Geschichte des Turms von Babel als Symbol menschlicher Hybris ist einer der großen, aus dem Alten Testament stammenden abendländischen Mythen und wurde zweifellos für Karl May zu einem literarischen wie lebenswichtigen Topos. Im Schatten seiner Trümmer erkrankt im Orientzyklus Kara Ben Nemsî an der Pest und wird – die Analogie liegt nahe – so für seine vermessene Omnipotenz bestraft. Die Krankheitsbeschreibung aber ist pure Schilderung einer tiefdepressiven Episode, und so wird hier May eigenes affektives Erleben, das nicht selten zwischen Manie und Depression schwankte, literarisiert haben. Jahre später kehrt Kara Ben Nemsî in dem Roman ›Im Reiche des silbernen Löwen‹ zu den Trümmern des Turmes zurück, doch seine Abenteuer wirken nun stumpf durch die Patina der Wiederholung, der Held ist altersmüde, das Genre hat sich erschöpft. Damit nicht genug, wieder Jahre später wird der Turm von Babel erneut zum Mentekel Mays, sein Drama ›Babel und Bibel‹, als erhebende Overture zu seinem eigentlichen Lebenswerke geplant, wurde zu einer der großen Enttäuschungen seines Lebens: Es ist, so klagte May in seiner Autobiografie, *derart mit Spott und Hohn überschüttet worden, als ob es von einem Harlekin oder Affen verfaßt worden sei*. Rudi Schweikert und Helmut Lieblang haben sich auf die Spurensuche nach Mays Quellen gemacht, dies unabhängig voneinander und doch im gleichen Thema verbunden. So ergänzen sich beide Arbeiten und geben zusammen erschöpfend Auskunft über Mays Vorlagen, dazu dokumentieren sie in ihrer Duplizität und in ihren verschiedenen Handschriften ganz unterschiedliche Wege zum gleichen Ziel – ein anregender wie umfangreicher Ausflug in Mays literarische Werkstatt. Gut ergänzt wird die Babelschau durch Wolfgang Sämmers Dokumentation der zeitgenössischen Kritik zu dem

Drama ›Babel und Bibel‹, die immerhin ein erstaunliches Fazit zeigt: Ganz so vernichtend waren die Beurteilungen seinerzeit nicht. Doch entscheidend für das Schicksal eines Schauspiels ist immer noch seine Bühnentauglichkeit; Mays Drama wurde bekanntlich nie professionell aufgeführt und gehört damit immer noch zu den uneingelösten Hoffnungen seines Schöpfers.

Es ist gute Sitte der Karl-May-Gesellschaft, in ihrem Jahrbuch all die Vorträge zu veröffentlichen, die auf dem zweijährlich stattfindenden Kongress gehalten werden – manchmal selbst solche, die zwar avisiert wurden, dann aber ausfallen mussten. So war Alfred Messerli aus persönlichen Gründen am Erscheinen in Marburg verhindert, seine fundierte Arbeit über Kritik und Rezeption Mays in der Schweiz gibt jedoch wichtige Einblicke in den Schweizer Karl-May-Diskurs, der sich einst in sichtlicher Distanz zum deutschen Literaturbetrieb weniger mit Kampagnen gegen May, sondern mehr mit seinem literarischen Werk beschäftigt hat.

Anders als bei Arbeiten, die eigens für das Jahrbuch angefertigt und daher von Herausgebern und Redaktion auf ihre Güte geprüft werden, sind bei den erbetenen Vorträgen immer Überraschungen möglich. Qualitative Fehlritte, die eine Veröffentlichung verbieten, sind äußerst selten; nicht ganz so selten aber entfachen manche Vorträge Kontroversen und sind dann eher provokanter Denkanstoß als saubere Analyse. Barbara Drucker hat sich Überlegungen zu Karl Mays Winnetou-Figur gemacht und ihnen den Titel ›Intertextualität im Zeichen der Germanisierung‹ gegeben. Ergebnis dieser Gedanken ist die Schlussfolgerung, dass Karl May Winnetou zu einem Deutschen umerzog und mit dieser Germanisierung mehr Erfolg hatte, als es je die amerikanische Assimilierungspolitik mit den First Nations vermochte. Betroffene, also Indianer, sehen dies – sofern ihnen Winnetou und seine mentalitätsgeschichtliche Bedeutung bekannt sind – jedoch anders. Richard West, von Arapahos und Cheyenne abstammend und als erfolgreicher Jurist wie Gründungsdirektor des National Museum of the American Indian in Washington einer der einflussreichsten Native Americans, führt das für Amerikaner ganz ungewohnte positive Indianerbild der Deutschen auf Mays prägenden Einfluss zurück. Während eines Besuchs in Berlin beglückwünschte er gar sein Gastgeberland zu diesem Autor.

Nicht unerheblich profitierten von diesem Indianerbild die Karl-May-Verfilmungen der 1960er Jahre, die anfänglich als lockere Adaptionen von einigen May-Romanen gelten konnten, bald aber nur noch Personal und höchstens noch den Titel mit der Vorlage ge

mein hatten. Für Mays Popularität bedeuteten sie jedoch eine enorme Frischzellenkur, für die May-Forschung aber lange ein Dilemma: Wie sollte sie sich mit Filmen beschäftigen, die künstlerisch oft nicht einmal Mittelmaß erlangten und wenig bis gar nichts von Mays vielschichtiger Fantasiewelt enthielten? Doch die Frischzellenkur für May erwies sich auch als belebender Faktor für die Karl-May-Gesellschaft, viele ihrer jüngeren Mitglieder sind über diese Filme an das Original herangeführt worden und praktizieren ganz ohne Schwierigkeiten den Spagat zwischen Wissenschaft und Liebhaberei. Schließlich sind die Karl-May-Filme wie auch Festspiele und Freiluftaufführungen unabhängig von ihrer ästhetischen Qualität letztlich immer Rezeptionsformen von Literatur, und wir schulden ihnen mehr Aufmerksamkeit als bisher üblich. Die muss jedoch unvoreingenommen und nüchtern sein, oder wie Helmut Schmiedt im Jahrbuch 2006 sich die Beschäftigung mit Karl-May-Filmen wünscht: »Hier müsste man mit dem Nachdenken beginnen, statt damit aufzuhören«. Exemplarisch führt Wolfgang Jacobsen diese analytische und kritische Haltung in seinen »Anmerkungen zu einigen Filmen nach Karl May« vor und verortet sie in eine ganz spezifische Situation des gesellschaftlichen Umbruchs im Nachkriegsdeutschland – recte Westdeutschland. Die Arbeit ist aber mehr als eine Standortbestimmung, sie bündelt Gedanken, Ideen, Impressionen und Assoziationen zu den Filmen und ermöglicht uns so neue Sichtweisen auf eine scheinbar vertraute Welt aus Gemüt und kalter Banalität.

Nur zwei deutsche Schriftsteller des 19. Jahrhunderts werden auch heute noch jenseits von Schule und Universität regelmäßig gelesen: Karl May und Theodor Fontane. Andere, damals hochgeehrt und vielgelesen wie etwa Paul Heyse, deutscher Dichterkönig und Nobelpreisträger für Literatur, sind vergessen und aus den Regalen der Buchhandlungen verschwunden. Auch wenn diese drei Autoren ein ganz unterschiedliches Renommee genossen und genießen, eint sie – wie Jochen Strobel herausarbeitet – neben ihrem unzweifelhaften Publikumserfolg ihre Strategie im Umgang mit den Medien, der Massenpresse und der Fotografie. Da sie alle von ihrem Schreiben leben mussten, war dies an der Schwelle zum 20. Jahrhundert auch eine überlebenswichtige Notwendigkeit, als nun die Massenmedien begannen, das öffentliche Leben mitzubestimmen – ein Effekt, der nicht nur anhält, sondern sich durch immer neue medientechnische Innovationen verstärkt.

Karl Mays Verhältnis zu Politik und Religion ist, um mit Fontane zu sprechen, ein weites Feld; sicher ist nur, er war ein gläubiger Christ

und kein Sozialrevolutionär. Seine staatsbürgerliche Sozialisation, so Hagen Schäfer, erfuhr durch die langen Jahre der Haft eine deutliche Verzögerung, und dies mag auch Mays Distanz zur Tagespolitik erklären. Doch mit Beginn seines Spätwerks schrieb May gegen den zunehmenden Imperialismus und Kolonialismus seiner Zeit an und erträumte und propagierte als Lösung des Menschheitsproblems den Weg vom Gewalt- zum Edelmenschen, der in nuce auch seinen eigenen Lebensweg prägte. In dem fiktiven Idealstaat Dschinnistan, dem Wohnsitz der geläuterten Edelmenschen, sieht Schäfer gar Parallelen zu dem von Augustinus entworfenen Gottesstaat, der Civitas Dei.

Bei allen Kontroversen oder Paradigmenwechseln der letzten vierzig Jahre bleibt die Beschäftigung mit dem Phänomen Karl May schier unerschöpflich, und daher spiegelt auch dieses Jahrbuch die Freude an immer wieder neuen Expeditionen in den Kosmos eines Autors wider, eines Autors, den Claus Roxin einst im Vorwort des ersten Jahrbuchs in knappen Sätzen so einfühlbar wie gültig skizziert hat. Seine Worte sollen daher als Zeugnis einer inneren Kontinuität der Arbeit der Karl-May-Gesellschaft die Einleitung dieses Jubiläumsbands beschließen: »Karl May: Dieser grundsonderbare, liebenswerte, aber doch auch fragwürdige und beinahe unheimliche Mann, dem erzgebirgischen Weberproletariat entstammend, fast ohne soziale Chance – ja sogar mit nur geringer Aussicht rein physischen Überlebens – seine Erdenlaufbahn beginnend, geschlagen obendrein mit einer unwiederholbar merkwürdigen, pseudologisch-phantastischen Wesensart, die zwar zur Quelle seines Schöpferturns, aber auch lebenslangen Leidens und aller seiner bürgerlichen Verhängnisse wurde; – sein aus dem Elend und dem Zuchthaus durch immer erneute Erhebungen und Stürze nach dem mystisch ersehnten ›Dschinnistan‹ sich hindurchkämpfendes ›Leben und Streben‹ ist bei aller Gebrochenheit und Zweideutigkeit seiner menschlichen Erscheinung exemplarisch und anrührend wie kaum ein anderes.«